

Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen [Teil 2]

Autor(en): **Brack, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **64 (1959-1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen (Fortsetzung)

Wie das Märchen von der Arbeit redet

Redet das Märchen überhaupt ernsthaft von der Arbeit? Erzählt es nicht meistens von übermenschlich schweren Aufgaben, die nur durch übernatürliche Hilfe, durch Zauberei und Hexerei gelöst werden können? Schauen wir uns daraufhin noch einmal die «Frau Holle» an, jenes Märchen, das den Kern der Arbeit, den Fleiß und ihren Todfeind, die Faulheit, so unübertrefflich darstellt. Es ist eines der Märchen, in denen zwei oder drei Menschen unter ganz gleichen äußern Bedingungen vor ein und dieselbe Aufgabe gestellt sind. Dem einen gelingt deren Lösung, dem andern nicht. In der «Frau Holle» kehrt das eine der Mädchen mit Gold überschüttet in die Heimat zurück, das andere mit Pech beladen. Woher dieser Unterschied? Bei genauerer Prüfung sehen wir, daß wohl die äußern Verhältnisse die gleichen, die innern Bedingungen aber ganz andere sind. Das eine Mädchen ist aus einer harten, arbeitsreichen und leidvollen Jugend durch eine Tat verzweifelter Gehorsams auf einem dunkeln Weg in die unbekannte Ferne gelangt. Das andere, von der Mutter verwöhnte, hat sich die Hände nie blutig gearbeitet. Sein Sprung in den Brunnen ist kein Sprung ins Unbekannte hinein. Das erste achtet auf den Ruf des Backofens und des Apfelbaums. Wird ihm die Arbeit von jemandem aufgetragen? Nein. Wird es Lohn dafür bekommen? Nein. Warum tut es sie denn? Weil es sich den Dingen gegenüber verantwortlich fühlt, auch wenn sie ihm nicht gehören, weil es nichts verderben, nichts umkommen lassen kann. In seiner schweren Jugendzeit sind ihm Augen «gewachsen», die von selber sehen, wo eine Arbeit zu tun ist. Und wie verrichtet es diese Arbeit! Den Apfelbaum schüttelt es mit einer Kraft, daß es Äpfel regnet, es hört nicht auf, bis keiner mehr oben ist; dann legt es alle an ein Häuflein, damit keiner zertreten werde. Es ist also eines jener Menschenkinder, die die Arbeit um der Arbeit willen tun, für die sozusagen auch die toten Dinge eine Sprache und eine Seele haben. Es versteht diese Sprache und fühlt diese Seele, vergißt sich selber darob, und jegliches Ding ist in seinen Händen gut aufgehoben. Von dem allem fühlt und versteht das andere Mädchen nichts, weil es nur sich selber spürt und nur an sich denkt. Es geht der Arbeit aus dem Weg. «Ich könnte mich ja schmutzig machen. Mir könnte ein Apfel auf den Kopf fallen.» — Die Fleißige und die Faule sind *unsere* Spiegelbilder. Unser Fleiß und unsere Faulheit sind nicht nur eine Seite unseres Wesens, sondern sie wachsen heraus aus unserm ganzen Charakter, wie ein Baumstamm aus vielen Wurzeln herauswächst. Wir sehen aus dem Märchen: Der Fleiß ist nicht eine einzige Eigenschaft. Nein, er umschließt eine ganze Gruppe von Eigenschaften: Arbeitsfreude, Ausdauer, Hingabe, Treue, Umsicht, Gewissenhaftigkeit, Verantwortungsgefühl, Aufmerksamkeit, wie umgekehrt die Faulheit sich zusammensetzt aus Selbstsucht, Arbeitsunlust, Nachlässigkeit, Achtlosigkeit, Untreue. Da versteht es sich von selber, daß die Fleißige hineinwandert in den Segen, in die Liebe und Hochachtung der Mitmenschen, die Faule hinein in den Unsegen und die Verachtung.

Das scheinbar so harmlose Märchen enthüllt uns deutlich die strengen Gesetze, nach denen das Leben Segen oder Fluch für unsere Arbeit austeilt. *Wer ein rechtes Ziel erreichen will, muß das sein, was er scheinen möchte.* Der Erfolg kann auf die Dauer nicht erschlichen oder erlistet werden, so oft auch Kinder und Eltern ihn,

wie hier im Märchen, erschleichen wollen. Denn nur derjenige, der die Schwierigkeiten überwindet und daran wächst, leistet Wertvolles. Wer sie umgeht, verlottert darob innerlich.

Erfolg und Mißerfolg liegen nicht allein in den äußern Verhältnissen, sondern viel mehr als wir denken in unserm Wesen und in unserm Handeln. Anstatt den Mißerfolg nur immer außer sich in den Verhältnissen zu sehen und von der Flucht in andere Verhältnisse Besserung zu erhoffen, suche man die Quelle des Übels zuerst in sich selber.

Es ist ganz interessant und dem Verständnis des Märchens sehr zuträglich, etwa in der Literatur, die ihren Stoff der realen Welt entnimmt, Parallelen zu ihm zu suchen. Ein solches Pendant, ja geradezu eine Illustration zur «Frau Holle» ist Heinrich Zschokkes kurze Erzählung «Vreneli und Salome». Es ist die Geschichte zweier Paare, die ihre Ehe unter den ganz gleichen äußern Umständen begonnen haben, aber in entgegengesetzten Verhältnissen «gelandet» sind, das eine Paar in Ansehen und Wohlstand, das andere in Armut und Verkommenheit. Warum? Weil Vreneli haushaltete mit den Eigenschaften der Fleißigen, Salomes Charakter aber alle Wesenszüge der Faulen aufwies.

Ein Loblied zum Preis handwerklichen Fleißes und handwerklicher Geschicklichkeit ist das Märchen von der Spindel, dem Weberschiffchen und der Nadel. Wer Kindern einen Begriff vom Wert und von der wunderbaren Bedeutung dieser drei winzigen, unscheinbaren Werkzeuge geben und in ihnen eine Vorstellung wecken will vom Wohlstand, vom Segen und von der Freude und Schönheit, die sie in ein Haus zaubern können, der erzähle ihnen dieses Märchen. Die drei Gegenstände sind das einzige Erbe, das eine Patin ihrem 15jährigen Patenkind hinterläßt. Zu der Zeit sucht sich der Königssohn des Landes eine Frau, keine reiche, eine solche will er nicht — auch keine arme, denn eine solche darf er nicht wählen, sondern eine, die zugleich die ärmste und die reichste ist. Achtlos reitet er an der Reichsten vorbei, die ihm in vollem Putz entgegengegangen war, und gelangt vor das Fenster des armen Mädchens, das in seinem sonnigen Stübchen emsig spinnt und nicht einmal beim Herannahen des Königssohnes die Augen von der Arbeit hebt. Im Gegensatz zur Reichen wirbt sie auch nicht mit einem Blick um seine Gunst. *Aber ihr Werk spricht für sie.* Spindel, Weberschiffchen und Nadel entschlüpfen nacheinander ihren Händen, und der goldene Faden, den die Spindel von selber dreht, der herrliche Teppich, den das Weberschiffchen von selber wirkt und die Zieraten des Stübchens, die die flinke Nadel näht, geben beredtes Zeugnis vom Wesen der geschickten, erfindungsreichen und kunstsinnigen Arbeiterin und verkünden dem Königssohn ihr Lob. Er führt die an Besitz Arme, an Fleiß, Tugenden und Künsten aber so Reiche als seine Braut heim. *Die Arbeit ist unser strenger Richter.*

Wie es Leuten ergeht, die aus lauter Unzufriedenheit oder Selbstüberhebung einen für sie geeigneten Beruf umtauschen gegen einen, für den sie gar nicht geschaffen sind, das erzählt mit schalkhaftem Humor die Geschichte vom Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst. Jedes der drei Geschöpfe war im gemeinsamen Haushalt am rechten Platz, und alles ging seinen geordneten Gang, bis sich das Vögelchen von einem andern Vogel gegen seine Gefährten anstiften und sich überreden ließ, es allein hätte die schwere Arbeit zu tun, während die andern ein Herrenleben führten. Es weigerte sich also «aus Anstiftung», weiter im Walde Holz zu holen, es sei jetzt lange genug ihr Knecht und gleichsam ihr Narr gewesen.

Trotz der heftigen Bitten der zwei andern wurde die Arbeit durch das Los anders verteilt und damit die Ordnung auf den Kopf gestellt. Nun mußte die Bratwurst, die vorher gekocht und die Speisen geschmolzt hatte, indem sie sich «so einmal viere» durch den Brei schlang, das Holz im Walde holen. Aber sie wurde auf dem Weg von einem Hunde aufgefressen. Er hätte bei ihr falsche Briefe gefunden und deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen, erklärte er dem sich bitter beschwerenden Vögelein. Das Mäuslein erstickte beim Schmelzen im Brei, und das Vögelchen ertrank beim Wasserholen. Die köstliche Illustration zu dem Sprichwort: «Schuster, bleib bei deinem Leist», sollte man aber eigentlich im Original lesen, um ihren ganzen Reiz zu kosten.

Das Märchen vom Aschenbrödel ist die Geschichte der Geringen, der Unscheinbaren, der Zurückgesetzten, Verkannten, Verschupften. Die bösen Schwestern wissen, daß Aschenbrödel ihresgleichen ist; aber in Hochmut und Überhebung dulden sie die Schwester nicht neben sich, sondern verstoßen sie tief unter sich in ein Dasein, darin es keine Freuden und keine Feste gibt, nur graue Alltagsarbeit von morgen früh bis abend spät. Sie essen zwar, was es kocht, tragen, was es wäscht, wärmen sich am Feuer, das es anzündet, d. h. sie leben von der Arbeit seiner Hände; aber statt Dank und Anerkennung erntet es nur Spott und Hohn. Ja sie mißachten seine Arbeit so, daß sie diese auf die boshafte Art erschweren und vermehren. Sie gönnen ihm keine menschenwürdige Schlafstätte und geben es durch den Spottnamen «Aschenbrödel» der Verachtung preis. Und so, wie sie seine äußere Schönheit durch häßliche Kleider verhüllen, so ignorieren sie seine innere Schönheit und Lieblichkeit, seine Sanftmut, seinen Fleiß, seine Güte, seine Anspruchslosigkeit, Unschuld und Reinheit und löschen sie damit in ihren und in anderer Augen aus, wie eine Sonnenfinsternis das Licht der Sonne auslöscht.

Das Leid dieses schutzlosen, mißachteten, mit Füßen getretenen Daseins wird im Märchen ergreifend geschildert. Zwar spricht das Kind auch nicht eine Klage aus, aber der einzige Zug, daß es auf dem Grabe der Mutter das neu eingepflanzte Reis mit seinen Tränen begießt, sagt uns mehr als alle Klagen, und die inständige Bitte des Mädchens, ihm die Teilnahme am Ball zu erlauben, verrät uns die tiefe Sehnsucht, wieder einmal als das erscheinen zu dürfen, was es wirklich ist.

Der Name Aschenbrödel ist in unsern täglichen Sprachgebrauch übergegangen. Warum? Weil es um uns herum soviel Aschenbrödeldasein gibt. Jede Mutter, deren Tagewerk von Mann und Kindern nicht gewürdigt, ja vielleicht sogar verächtlich beurteilt wird, jeder Untergebene, dessen Arbeit und Treue nicht nach Verdienst anerkannt wird, jeder Beruf, von dessen Träger es heißt: Er ist *nur* das und das, sie alle erleiden ein Stück Aschenbrödelschicksal. Ja sogar der Hochgestellte, der Leitende erfährt etwas von ihm, wenn seine Untergebenen nichts von seiner Sorgenlast und drückenden Verantwortung ahnen. — Ja, Aschenbrödel tritt uns im Leben in hundertfacher Gestalt entgegen. Wenn ungezogene Kinder, die den frischgescheuerten Fußboden gedankenlos mit schmutzigen Schuhen betreten und dem reklamierenden Dienstmädchen sagen: «Du bist ja zum Putzen da», oder wenn die junge Braut vor den Ohren der Magd erklärt: «Schuhe putzen, nein, das werde ich nie tun», so ist das für die eine Seite ein Stück Aschenbrödelschicksal und von der andern Seite ein Stück, wenn auch unbewußte und ungewollte, Herzensroheit, wie sie die Schwestern an Aschenbrödel begehen.

Aber das Märchen glaubt zuversichtlich an eine höhere Gerechtigkeit, die den Verachteten und Verkannten eines Tages zu Ehren bringen und ihm den Platz an-

weisen wird, der ihm gebührt, sofern er nur in seinem Wesen echt und gut geblieben ist. Alle guten Mächte stellen sich auf seine Seite und verhelfen ihm zu seinem Recht. Aber die Verächter dieses Reinen, Guten und Echten werden mit Blindheit bestraft, d. h. sie werden unfähig, diese Werte zu erkennen und gehen so eines großen innern Reichtums verlustig.

Was das Märchen uns hier sagt, dafür möchte uns auch Jeremias Gotthelf die Augen auftun. Darum stellt er so gern ganz unscheinbare, von den Menschen kaum beachtete Existenzen vor den Leser hin: «Das Erdbeerimareili», «Elsi, die seltsame Magd», «Käthi, die Großmutter», «Der Besenbinder von Rychiswil», «Barthli, der Korber», und enthüllt unserm erstaunten Blick ihren ungeahnten innern Wert und Reichtum.

Der Gewißheit von einer göttlichen Ordnung, in der es zwischen den Menschen keinen Wertunterschied gibt, weil jeder Stand und Beruf in seiner Art der Menschenfamilie unentbehrlich ist, verleiht das Märchen von den ungleichen Kindern Evas köstlichen und zugleich tiefsinnigen Ausdruck. Eva hatte, als der liebe Gott zu ihr auf Besuch kam, nur ihre schönen, wohlgeratenen Kinder vor ihn treten lassen. Als er ihnen nun aber seinen reichen Segen spendete und sie alle zu hohen Würden und Ämtern bestimmte, holte sie auch ihre ungestalteten Kinder herbei, damit auch sie seiner Güte teilhaftig würden. Da machte er diese zu Bauern, Handwerkern und Knechten. Eva war betrübt über die ungleiche Behandlung; aber der liebe Gott erwiderte: «Eva, das verstehst du nicht. Es ist not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe. Wenn sie alle Fürsten und Herren würden, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen, backen? Wer schmieden, weben, zimmern, graben, schneiden und mähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden wie am Leibe die Glieder.» Da antwortete Eva: «Ach Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern.»

Streifen wir noch flüchtig die Darstellung der Riesen und Zwerge im Märchen, die gewissermaßen auch seine Einstellung zur Arbeit berührt. Die Riesen sind meistens die Verkörperung der rohen, ungeschlachten Kraft, die sich dem Schwachen gegenüber brüstet. «Du Lump, du miserabler Kerl», sagt der Riese verächtlich zum tapfern Schneiderlein. Aber diese Riesen werden von der Gewandtheit, der Klugheit, dem Witz, der List der Kleinen und Schwachen überwunden. Der Geist triumphiert über die rohe Körperkraft.

Das Märchen ist uraltes Volksgut, seine Gedankenwelt ist es auch. Wir können über deren Tiefe und Weisheit nur staunen. Welche Ehrfurcht hat es vor der tüchtigen Arbeit! Mit welcher Lust schildert es handwerkliches Können! Es glaubt bei aller sozialen Ungleichheit fest an das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, die den Menschen nicht nach seiner äußern Stellung wertet, sondern danach, wie er seine Arbeit tut. Es kennt den Segen der treuen Arbeit und den Fluch der ungetreuen, und mit seinen klaren Augen dringt es durch die Hülle von Unscheinbarkeit oder Lug und Trug bis zum echten Kern der Dinge.

Die Schrift von Hanna Brack: «*Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen*» ist ab Ende April bei Frl. M. Balmer, Lehrerin, Lenzg. 50, Basel, wieder erhältlich. (Preis Fr. 1.—.)